

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 3

Artikel: Eine Insel im See
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-963483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie über das eigene Land lächelten und rügten, wie arm, schlecht und unbedeutend Ungarns Leistungen sich gegenüber den übergewaltigen der großmächtigen Sowjetunion ausnahmen. Auch hier hatte der Marxismus in großer Tiefe wirkende, unbewußte Bindungen übersehen. Der Nationalstolz, die Liebe zum eigenen Volk und zur Muttersprache sind auf die Dauer so ununterdrückbar wie das persönliche Selbstbewußtsein und der persönliche Ehrgeiz. Die Aermlichkeit des rationalen, nur rechnenden Marxismus gegenüber seelischen Urgewalten trat hier unmißverständlich in Erscheinung. Hier hat sich auch das eingeborene Freiheitsbedürfnis des Menschen Luft gemacht, wenn auch nur in verkleideter Form.

Ein weiteres, allgemein gehörtes Motiv wirkte sich noch kräftiger aus, das Mikes das Motiv der «großen Lüge» nennt. Den jungen Leuten konnte es auf die Dauer unmöglich verborgen bleiben, daß die Parteiführer und ihre Presse dauernd logen. Es war offensichtlich, daß der Marxismus immer mehr versagte, daß der Lebensstandard immer mehr zurückging, aber unablässig wurde oben behauptet, der Standard des ungarischen Volkes ginge dank der gloriosen kommunistischen Partei ständig hinauf. Zu Hause hörten sie die ältern Leute klagen, in der Schule aber vernahmen sie dauernd Dankreden über die allgemeine Zufriedenheit und Dankbarkeit des Volkes, obwohl ihnen vor Hunger oft übel war. Sie hörten, wie viele wichtige Gegenstände die Russen erfunden hätten, und mußten sie alle auswendig aufzählen. In jedem Lexikon konnten sie aber die Wahrheit und die Beweise für die Lügereien von oben nachlesen. Sie bekamen das Gefühl, in einer Stickluft von entsetzlicher Lügenhaftigkeit zu leben, jede Sekunde Lügen einzumaunten, und sie waren entschlossen, sich nicht auf die Dauer zu Lügnern erziehen zu lassen.

Mikes erzählt, wie ein junger Ungar ein sprechendes Gleichnis für die Situation gefunden habe. «Man pflegte zu sagen, wir lebten hinter dem Eisernen Vorhang. Das ist nicht ganz richtig. Wir lebten in einer Konservenbüchse. Solange diese hermetisch verschlossen blieb, ging es. Aber unter Nagys erster Regierung wurde die Büchse angebohrt, und ein wenig frische Luft kam herein. Wissen Sie, was geschieht, wenn frische Luft in eine Zinnbüchse gerät? Alles darin geht kaput.» Moskau ist kaum etwas anderes übrig geblieben, als seine Büchsen sofort wieder gegen frische Luft abzuschließen.

Von Frau zu Frau

Eine Insel im See

EB. Der Mensch macht sich die Erde untertan. Nicht nur unterwirft er sie sich, um seine tägliche Nahrung zu finden, um Feuer anzuzünden und sich zu wärmen, um Motoren zu treiben und Häuser und Maschinen zu bauen. Nicht nur pflügt und beackert er sie, gräbt und bohrt sie auf, wirft Hügel aus heute wertlos benanntem Material auf, rodet Wälder und durchzieht sie mit Kanälen. Nein, er verändert ihre Gestalt auch zu seinem Vergnügen.

Hundert und aber hundert Inseln zieren unsere Erde bis hoch hinauf in den Norden. Ihre natürliche Schönheit spricht uns an; wir empfinden sie als etwas Besonderes. Und nun bauen wir selbst eine neue Insel, eine winzig kleine Insel, zu unserm Vergnügen. «Wir», die Frauen. Camion um Camion wird Aushubmaterial in den See geleert — in diesen Zürichsee, dessen Verlandung am andern Ende wir beklagen. Langsam wird sich der tragende Boden in den See hinausschieben, und die Camions werden ihre Last immer weiter draußen abladen. Und schließlich wird ihre Straße wieder ausgebaggert werden, damit wirklich eine Insel entsteht und nicht nur so eine halbbatzige Halbinsel, damit sie wirklich «künstlich» ist und nicht noch so halb aus Menschenarbeit organisch gewachsen. Diese Insel soll ein Teil der Saffa werden; auf ihr werden sich Ausstellungsbesucher ergehen und sich amüsieren und sie soll bestehenbleiben zur Erinnerung an die Frauen von 1958.

Eusebius und Florestan, lockt euch das Thema nicht, um eure Klingen zu kreuzen? Ist die Idee schön? Ist sie phantasievoll und angehnehm? Oder ist sie leicht vermessen? Ist sie effekthasherisch? Ich glaube, Eusebius wie Florestan könnten mit gutem Recht eine entgegengesetzte These verfechten. Man macht heute nicht einfach mehr eine «Ausstellung». Man braucht Verlockungen, Einmaliges. Man zieht sie nicht mehr an, all die Leute, die man braucht, um eine Idee zu zeigen — und Geld zu bekommen —, außer man biete ihnen etwas Besonderes. Dieses Besondere soll so gestaltet sein, daß es nirgendwo anders gefunden werden kann und die Leute staunen läßt. Man hat dieses Besondere gefunden: man baut eine Insel, wo keine war. Jede Insel ist hübsch, jede Insel zieht den Menschen in ihrer Lieblichkeit an. Und was wäre richtiger und angenehmer, als in diesem platzknappen, untern Seebecken eine Insel zu bauen? Die Nachfahren noch werden uns dankbar sein. Und da der Raum um Zürichs City nicht weniger knapp zu werden verspricht, werden sie vielleicht das gute Beispiel weiter verfolgen. Sie werden weiteres Aushubmaterial zur Verfügung haben, immer wieder. Wohin damit? Anstatt im Hinterland Tobel und Sumpfe auszuebnen, treibt man neue Halbinseln in den See hinaus. Und wozu sich dann die Mühe machen, sie wieder zu Inseln zu formen? Und wozu sich schließlich die weitere Mühe machen, die Halbinseln voneinander zu trennen? Der langgesuchte Raum ist gefunden — man füllt das Seebecken aus! Es lebe die Idee! Es leben die Frauen von 1958! Sicher ist, was dem einen recht ist, dem andern billig. Und was die einen zum Vergnügen taten, das dürfen die andern aus Gründen der Notwendigkeit auch tun. Gefährlich sind die Geister...

Aber lassen wir das Grübeln. Reklame muß sein, große Glocken müssen sein, und das Einfache, Stille allein tun es nicht. So sagt man wenigstens. Es wäre zwar heutzutage etwas sehr Besonderes, etwas sehr

Einmaliges. Es würde beinahe noch mehr Mut brauchen als eine Insel im See. Trotz allem: Auch wenn der große Schiffslbach nicht ganz einmalig ist, so will er uns als Idee in seiner Gemütlichkeit doch besser gefallen. Es bleibt nur zu hoffen, daß er nicht mit superraschen Motorbooten beschickt wird, sondern der Beschaulichkeit das Ihre läßt. Und eine Menge anderer Ideen werden geboren, kleiner und größerer, die wie Lichter sich in der Ausstellung verteilen und von Frauenwesen sprechen. Wir wollen uns ungeteilt über diese Lichter und diese Ideen freuen und die Riesenarbeit achten, die sich die «Ausstellungsfrauen» aufgebürdet haben, um in Anmut und Würde zu zeigen, wer wir sind, die Frauen von 1958.

Die Stimme der Jungen

Schweizer Film — eine dringliche Zwischenbilanz

chb. Der vergnügliche «Nebelspalter» hat ein neues Steckenpferd: er reitet auf dem Schweizer Film herum. Ist der einheimische Film deshalb zum Gespött unseres Landes geworden? Noch nicht — denn weder Werner Wollenberger, der in Sachen Film bestimmt kein heuriger Hase ist, noch seinen Trabanten ist es darum zu tun, über der Schweizer Spielfilmproduktion endgültig den Stab zu brechen. Wenn die im «Nebelspalter» geäußerte Kritik Mittel wie Spott und bissigen Humor gebraucht, so entspricht das nur dem Wesen dieser satirisch-humoristischen «Wochenschrift». Andere Stimmen wurden durchaus mit dem ganzen von der Situation geforderten Ernst laut. So veröffentlichte zum Beispiel die «Weltwoche» (in Nr. 1210 vom 18. Januar 1957) unter dem Titel «Schweizer Film wohin?» die Auseinandersetzungen von fünf mit dem Problem vertrauten Männern, um den Ursachen der in unserer Spielfilmproduktion herrschenden Misere auf die Spur zu kommen. Wer diese Aussagen miteinander vergleicht, dem gefällt das nahezu einmütig konstatierte Fehlen des Mutes zu künstlerischer Aussage auf. Zum vornherein Kassenerfolg versprechende Romane werden verfilmt, anstatt den Filmen originale, filmische Form weit besser entsprechende Drehbücher zugrunde zu legen. Wird aber doch einmal ein auf einem originalen Szenario fußender Film gedreht — «Zwischen uns die Berge» hat es mehr als deutlich gezeigt —, so machen sich Drehbuchautor und Regisseur an ein Nivellieren, bis Stoff und Gestaltung eine gleichmäßige, nichtssagende Form bekommen haben, die jedermanns Geschmack befriedigen soll, dabei aber alle die Eigenheiten und Echtheiten eingebüßt hat, um dererwillen es sich gelohnt hätte, das Thema auf die Leinwand zu bringen. Nach den finanziellen Gewinnen, wie sie «Heidi», «Heidi und Peter», «Uli, der Knecht», «Uli, der Pächter», «Polizist Wäckerli» und «Oberstadtgäss» eingebracht haben oder noch einspielen werden, dürfte wohl das Risiko, ein einziges Mal einen mutigen künstlerischen Versuch zu wagen, nicht mehr so groß sein, als daß die betreffenden Produzenten für ihre Existenz fürchten müßten. Wie wäre es denn, wenn man, um die Größe eines allfälligen finanziellen Mißerfolges zu verringern, erst in einem Kurzspielfilm filmkünstlerische Ansprüche zu befriedigen sucht? Gewiß wären seiner Auswertung Grenzen gesetzt — einen «Ballon rouge» oder «Crin blanc» zu verlangen, wäre ungerecht —, aber ihren Namen auf den Vorspann eines künstlerisch vollwertigen Filmes setzen zu können, wird sich eine Produktionsgesellschaft doch noch etwas kosten lassen. Oder haben alle unsere Spielfilmproduzenten vergessen, daß sie ihren Beruf, der doch so viel eher eine Berufung ist, aus Liebe zur Filmkunst, und weil sie Talent hiezu hatten, gewählt haben? Sollte es sich mit dieser Tatsache wider unser Erwarten anders verhalten, so müßten wir allerdings jenem Kritiker recht geben, welcher nach der Uraufführung von «Zwischen uns die Berge» der Produktionsgesellschaft riet, vor den Spiegel zu stehen und sich zu fragen, ob ihre Existenz überhaupt berechtigt sei. Filme herzustellen und zu vertreiben heißt nämlich auch, Verantwortung zu übernehmen, Verantwortung sich selber, der Filmkunst und dem Publikum — vor allem aber auch dem eigenen Lande gegenüber, denn um sie voll auszunützen, wird man die Filme auch im Ausland zu zeigen versuchen. In was für ein Licht das «Waisehind vo Engelberg» nicht nur das Schweizer Filmgeschafft, sondern auch die Schweiz als Land gestellt hat, ist eine Schande, und beinahe stimmt es tröstlich, daß «Zwischen uns die Berge» doch noch um Etliches besser geraten ist, obgleich ferne davon, den Titel «Schweizer Film», der vor Jahren einmal im Ausland als Empfehlung galt, mit Recht zu tragen. Aber noch aus einem andern Grund ist der Schweizer Film dem eigenen Land verpflichtet. Der Tag, an welchem das Schweizer Volk über die Unterstützung unserer Filmproduktion durch den Staat entscheidet, wird zeigen, wie weit man bis jetzt den berechtigten Wünschen und Ansprüchen des einheimischen Publikums entgegengekommen ist. Und da bekanntlich die zuletzt wahrgenommenen Empfindungen am ehesten in der Erinnerung haften bleiben ...

Die Pläne zum Bau eines neuen, endlich den nötigen Anforderungen genügenden Spielfilmstudios sollen ausgearbeitet sein. Mag sein, daß ein neues Atelier die Qualität der Schweizer Filme fördert; mag sein, daß die künstlerischen und technischen Equipen, welche unsere Spielfilme produzieren, einer Blutauffrischung bedürfen, zu welcher man mit Vorteil diejenigen Leute herbeiziege, deren längst bekannte Fähigkeiten ganz brachlägen, wenn nicht das Dokumentarfilmschafft diese Kräfte erfolgreich zu nutzen versteünde. All diese Probleme und Vorschläge haben jedoch nur dann einen Zweck, wenn sich die Gesinnung, mit welcher die Schweizer Spielfilme der letzten Jahre hergestellt wurden, wandelt: wenn Ehrfurcht vor der Größe der übernommenen Aufgabe, wenn Vertrauen in das eigene Können und Glauben an die Dankbarkeit des Publikums an Stelle des kleinknöchlichen Beharrens auf vermeintliche Sicherheit treten. Nicht finanzielle, sondern künstlerische Sicherheit sei in Zukunft das Ziel, welches der Schweizer Film in Gehalt und Gestalt anstreben soll.